

DAS FEMINISTISCHE BLATT

WIR FRAUEN

22. JAHRGANG
WINTER 4/2003
€ 3,-



⇒ Stadtplanung

*Roma-Frauen in der Slowakei:
Sterilisierung ohne Einverständnis*



Stadt- planung

Arbeit, Wohnen und Erholung – 3 Paar Schuhe?

Die Wohnung und ihr Umfeld sind Orte der Erholung nach der Arbeit, in anderen Worten: der Nicht-Arbeit. So dachten viele Städteplaner der Nachkriegszeit und trennten die Lebensbereiche Arbeit, Wohnen und Erholung räumlich voneinander ab. Dabei wurde übersehen, was ohnehin gern übersehen wird: Die Haus- und die Erziehungsarbeit.

Die Wohnung ist ein Arbeitsplatz, an dem vor allem Frauen schaffen, nicht selten zusätzlich zur Lohnarbeit. Das Wohnungsumfeld gehört zum Arbeitsplatz dazu. Selbst im „Naherholungsgebiet Parkanlage“ sieht man wochentags vor allem Frauen bei der Arbeit: Sie schieben Kinderwagen, sie beaufsichtigen und erziehen den Nachwuchs auf dem Spielplatz.

Der tägliche Weg einer Hausfrau und Mutter hat etliche Stationen: den Kindergarten oder die Schule, halbtags noch ins

Büro, danach zum Bäcker und zum Supermarkt, die Kinder müssen noch zum Flötenunterricht usw. Da ist es hilfreich, wenn möglichst viel auf einem Weg erledigt werden kann. Die Städteplanung der Nachkriegszeit, geprägt von den Theorien der „funktionalen Stadt“, schuf jedoch Städte, die einem Bewegungsmuster Rechnung tragen, wie es sich eher bei Männern finden lässt: Morgens zur Arbeit fahren und auf dem Rückweg eventuell noch im Baumarkt vorbei. Monostrukturen sind das Ergebnis: Mega-Märkte im Industriegebiet, sogenannte Schlafstädte am Stadtrand, reine Büroviertel usw.

Feministische Stadtplanung

Ende der 70er Jahre machten Frauen sexuelle Gewalt zum Thema und eroberten sich, erstmalig am 30. April 1977, lautstark feiernd und demonstrierend „die Nacht zurück“. Neben dem abgegrenzten Privat-

raum, der sich der sozialen Kontrolle entzieht, machten sie den öffentlichen Raum als Tatort von Männergewalt publik. An Haltestellen, auf öffentlichen Plätzen und Parkbänken: Hier nehmen Männer raumgreifend Platz. Selten zu sehen: Eine einzelne Frau, die lässig an einem Laternenpfahl lehnt und entspannt das Treiben auf der Straße beobachtet. Frauen benötigen eher als Männer einen legitimen Grund zum Aufenthalt, ein „Durchgangsvision“, um unbeobachtet zu bleiben.

Sicherheit wurde zunehmend zum Thema in Forschung und Planungspraxis. Feministinnen zielten dabei mit ihrer Kritik auf das von ungleicher Macht bestimmte Geschlechterverhältnis. Die „frauenfreundliche“ Stadtplanung verkam jedoch oftmals zur Symptombekämpfung und erschöpfte sich in pragmatischen Lösungen, wie z. B. besserer Beleuchtung und Frauenparkplätzen. Frauen wurden als schutzbedürftige „Ausnahme-Benutzerinnen“ verstanden. Auch die Sprechweise änderte sich: Aus „Tatorten“ wurden „Angsträume“, die es galt, „erträglicher“ zu machen. Die Frage der Sicherheit wurde zunehmend psychologisiert und dadurch politisch entradikalisiert.

Seit den 80er Jahren orientiert sich „frauengerechte“ Architektur und Stadtplanung am realen Alltag von Frauen und argumentiert für wohnortnahe Dienstleistungsangebote und Arbeitsplätze für Mütter. Ein Ansatz, der das Risiko birgt, die bestehende Arbeitsteilung zu reproduzieren.

Seit den 90er Jahren wird feministische Architektur und Stadtplanung immer offensiver. Wie muss der öffentliche Raum gestaltet sein, um Frauen das gleichberechtigte Raumgreifen zu ermöglichen? Wie kann Architektur emanzipatorisches Handeln fördern? Konkret reichen die Fragen von „Wie muss eine Küche gestaltet sein, damit zwei Personen darin partnerschaftlich arbeiten können?“ bis hin zu „Wie müssen öffentliche Plätze gestaltet sein, damit dort viele unterschiedliche Aktivitäten möglich sind und niemand von vornherein ausgegrenzt wird?“ Das beginnt schon auf dem Spielplatz: Gibt es neben Fußballfeld und Klettergerüst, die vor allem von Jungen genutzt werden, auch Möglichkeiten zum Ballspielen gegen die Wand, Schaukeln und Platz für Gummistiefel, jenen Spielen, die häufiger von Mädchen gespielt werden?

Zunehmend gewürdigt wird dabei, dass sich die Lebenswelten von Frauen immer stärker ausdifferenzieren. Frauengerechte Planung muss also der Vielfalt Rechnung tragen – so entstehen Konzepte, von denen nicht nur Frauen profitieren.

Frauen als Expertinnen

Frauen sollten als Laienexpertinnen stärker einbezogen werden, so Barbara Martwich. Wenn nämlich jemand beurteilen kann, ob ein Stadtteil zum Leben taugt, dann sind es Frauen, weil sie das unmittelbare Wohnumfeld meist zu Fuß und damit intensiver nutzen als Männer. Nicht selten gleichen sie mit Kreativität und Organisationsstalent sogar die infrastrukturellen Defizite eines Viertels aus, indem sie z. B. Stadtteil- und Dorffeste organisieren, Angehörige pflegen und in der Nachbarschaft den Fahrdienst zum Kindergarten abstimmen. Banken schätzen den Wert eines Hauses übrigens geringer, wenn – z. B. nach einer Scheidung – keine Frau mehr darin wohnt.

Aus diesen Gründen werden Frauen immer öfter als Architektinnen, Anwohnerinnen und mögliche Nutzerinnen neuer Stadtteile gehört. So geschehen auch beim Großprojekt „Zeche Zollverein“ in Essen, die den Anforderungen des Medienzeitalters gemäß umgebaut werden sollte. Bei Kaffee und Kuchen, im Rahmen eines „Workshops“, wurde der Gestaltungsprozess „gender-mainstreamed“. In anderen

Worten: „weibliche“ Erwartungen und Anregungen sollten abgeholt werden. Tatsächlich aber fand der Workshop statt, nachdem bereits fast alle relevanten Entscheidungen getroffen waren. Warum noch die Veranstaltung? Gender-Mainstreaming ist mittlerweile zur Voraussetzung geworden, um europäische Fördergelder zu erhalten...

Mobilität

Deutlich mehr Männer als Frauen nutzen das Auto als Verkehrsmittel. Und zufälligerweise sind Autofahrer vielerorts im Vorteil. Die großen Einkaufszentren im Industriegebiet sind gut mit dem Auto, kaum aber mit öffentlichen Verkehrsmitteln, geschweige denn zu Fuß zu erreichen. Bordsteinabsenkungen vor jeder Garageneinfahrt erlauben dem PKW, sanft auf die Fahrbahn zu gleiten. Dagegen muss manch ein Kinderwagen oder Rollator an der Straßenecke mühsam hinab und hinauf gewuchtet werden. Maria Spithöfer merkt an, dass Frauen, obwohl sie häufiger zu Fuß unterwegs sind, seltener als Männer zum Verkehrsoffer werden. Vermutlicher Grund: Frauen verhalten sich defensiver im Straßenverkehr. Männer neigen stärker dazu, forsch auf die Fahrbahn zu treten, um ihre Rechte als Fußgänger zu demonstrieren und Autofahrer zum Bremsen zu zwingen. Vor allem aber sind Kinder im Straßenverkehr gefährdet. Und wer begleitet folglich wochentags den Nachwuchs zum

Spielplatz, zur Spiegefahrerin, zum Sportverein?

Noch etwas stimmt nachdenklich: In San Francisco wurden Menschen gefragt, bis wohin sich räumlich gesehen ihr persönliches Zuhause erstreckt. Nicht über die eigene Wohnung hinaus reichte die Vorstellung von „Zuhause“ bei den AnwohnerInnen einer Straße mit hoher Verkehrsbelastung. Für sie begann der „fremde“ Raum direkt vor der Haustür. Die vielbefahrene Straße wirkte als soziale Barriere. Anders fielen die Ergebnisse in verkehrsarmen Straßen aus. Der Straßenraum wurde als zugehörig erlebt, die AnwohnerInnen hatten im Durchschnitt doppelt so viele Freunde und Bekannte in der Nachbarschaft und fühlten sich in einem weitaus größeren Radius „heimisch“.

Was Frauen wollen

Frauen- und damit menschengerechte Stadtplanung beinhaltet unter anderem

- Arbeitsplätze in Wohnungsnahe.
- kurze Wege zum Einkauf, zum Arzt, zur Post, zu Kindergarten und Schule usw.
- Fußgängerinnenfreundliche Straßen, auf denen Kinder sich auch ohne Aufsicht sicher bewegen können.
- einen öffentlichen Nahverkehr, der bequem, sicher, preiswert und flexibel ist.
- Ein lebendiges Wohnumfeld, in dem soziale Kontakte geknüpft und gepflegt werden können.

Immer mehr Frauen realisieren ihre Wünsche in Eigeninitiative – als Architektinnen, als freie Baugemeinschaft, im Verein. Exemplarisch dafür stellt Adi Hübel in dieser Ausgabe die *Ideenwerkstadt Frauen gestalten Ulm* vor und die Frauen vom Verein Bella Donna berichten über das *Haus von Frauen* in Oldesloe. Ulrike Mattern erzählt vom Sichtbarmachen weiblicher Identität im urbanen Raum und damit vom ersten feministischen Projekt, das teilnimmt an der Leistungsschau der europäischen Kulturstädte. Viele Frauen stellen wir diesmal vor, die Städten und Räumen Gestalt gegeben haben: Doris Heeger schreibt über Architektinnen und Marianne Hochgeschurz porträtiert Gesine Weinmiller, die unter anderem die Villa des Bundespräsidenten neu gestaltete. Über die Künstlerin Azade Köker berichtet Elke Boumans-Ray.

Melanie Stitz



ideenwerkstadt Frauen gestalten Ulm

Frauen mischen sich ein



Eröffnung des Info-Containers im Baugebiet

Es war eine vergnügte Stimmung, als im Oktober 1995 fünf Frauen im Intercity zwischen Stuttgart und Ulm beschlossen, sich in Zukunft in die Gestaltung ihrer Stadt einzumischen. Dazu ange-regt hatte sie eine Tagung im Haus der Wirtschaft in Stuttgart zum Thema: „Stadtentwicklung aus Frauensicht – eine Perspektive für mehr Lebensqualität“. Die Voraussetzungen in Ulm waren günstig, bot doch das ehemalige Militärgelände „Boelckekaserne“ die Chance, ein modellhaftes Stadtquartier zu realisieren.

Die *ideenwerkstadt – Frauen gestalten Ulm* war geboren und meldete sich zu Wort. Der Oberbürgermeister und die Stadtplaner waren von der Idee einer „weiblichen Beteiligung“ recht angetan.

Wie wollen Frauen wohnen?

Doch die fünf Frauen wollten natürlich nicht nur eigene Vorstellungen einbringen, sondern luden interessierte Frauen zu fünf so genannten Werkstattgesprächen ein. Die wichtigsten Ergebnisse dieser Treffen wurden in einer Broschüre zusammengefasst,

wobei klar wurde, dass die Wünsche der Frauen vor allem im sozialen Bereich dahin zielten, mehr Kommunikation, gegenseitige Vernetzung, kurze, sichere Wege und eine gute Infrastruktur für ihren Alltag zu gestalten.

Um sich Anregungen bei ähnlichen Projekten zu holen, wurden gemeinsame Fahrten nach Kempten und Tübingen unternommen und im Februar 1996 organisierte die *ideenwerkstadt Frauen gestalten Ulm* eine Fachtagung zum Thema *Frauen und Stadtplanung*, an der kompetente Stadtplanerinnen aus dem ganzen Bundesgebiet teilnahmen.

Ein Wettbewerb wird ausgeschrieben

Zum anstehenden Realisierungswettbewerb wurde die *ideenwerkstadt* auf mehreren Ebenen aktiv. Da eine der Frauen Mitglied im Bauausschuss des Gemeinderates war, gab es Anträge an den Gemeinderat, viele Briefe und Gespräche mit Bitten, Einsprüchen und Protesten. Erreicht wurde, dass die Jury paritätisch besetzt wurde,

dass eine Stadtplanerin den Vorsitz erhielt (ein absolutes Novum) und dass der Wettbewerbsausschreibung die Werkstatte-ergebnisse der *ideenwerkstadt* als Anregung beigelegt wurden.

Dass die Mitglieder der *ideenwerkstadt* vor der Ausschreibung nicht am Ratschich berichten durften, war enttäuschend. Noch frustrierender war dann die Auswahl des 1. Preisträgers, der eine starre, schachbrettartige Bebauung vorsah.

Zwei der damals fünf engeren Mitarbeiterinnen der *ideenwerkstadt* gaben daraufhin frustriert auf. Da sich schnell weitere Interessentinnen fanden, ließen sich die anderen nicht entmutigen. „Das beste daraus machen“, war die Devise.

Neue Weg gehen

Es schien, als ob die intensive Beteiligung von Bürgerinnen plötzlich einen Anstoß für neue Aktivitäten gegeben hätte: Ein *Workshop Junge ArchitektInnen* fand statt, und auch die Presse interessierte sich intensiv für den Planungsprozess. Um Landeszuschüsse für den sozialen Wohnungsbau nicht zu verlieren, wurde 1998 mit den Häusern der städtischen Ulmer-Wohnungs- und Siedlungs-Genossenschaft (UWS) begonnen. Auch hier fanden zum ersten Mal schon vor dem Bezug gemeinsame Gespräche mit den Bewohner/innen statt, um später die Zufriedenheit und den Zusammenhalt zu erhöhen.

Der Frust bleibt nicht aus

Trotz intensiver Suche nach einem Investor für das Versorgungszentrum, das möglichst gleichzeitig mit den Häusern gebaut werden sollte, kam es zu keinem Abschluss und Ladengeschäfte und ein Café fehlen bis heute.

Dazu kam, dass das Liegenschaftsamt nicht wie gewünscht je ein Grundstück der ca. 40 drei- bis vierstöckigen Stadthäuser an jeweils eine/n Architektin/en vergab, son-



Selbst Hand anlegen

dern die Bauwilligen an die immer gleichen PlanerInnen verwies. Die von der *ideenwerkstadt* verlangte Vielfalt der Baustile, aber auch eine gute Mischung der BewohnerInnen, waren nicht gewährleistet.

Kleinere Korrekturen, wie die Wegeführung und die Gestaltung einer Spielallee oder auch die Umwandlung einer schroffen Betonwand in einen begrünten Hang, ließen die Frauen dann doch nicht ganz verzweifeln.

Punkthäuser als Hoffnung

Blieben also noch die 20 so genannten fünfstöckigen Punkthäuser. Einig war sich die Projektleitung mit der *ideenwerkstadt*, dass ein Bauträger nur je ein Grundstück erhalten sollte. Als diese sich dann für mehrere Grundstücke interessierten, erhielten sie wenigstens nicht die direkt anschließenden.



Ausstellung im Stadthaus Ulm

Jetzt sollte auch die Vorstellung des gemeinschaftlichen Planens, Bauens und Wohnens umgesetzt werden. Die Frauen erreichten, dass zwei Bauplätze im Gebiet dafür reserviert wurden.

Wie aber sollten die Bauwilligen zusammenfinden? Die *ideenwerkstadt* war nach fünf Jahren ehrenamtlicher Arbeit an ihre Grenzen gelangt.

Ein Verkauftrag wird vergeben

Die Stadt Ulm beauftragte deshalb die *ideenwerkstadt*, zunächst für ein Jahr (der Vertrag wurde später verlängert), einige Stunden in der Woche die Werbung und Information für sie zu leisten.

Es war kein leichtes Unterfangen, den Enthusiasmus und die Begeisterung auch den beteiligten Ämtern zu vermitteln, aber nachdem die Frauen selbst ihren Bürocontainer samt Einrichtung organisierten, ging es schnell voran.

Nun begann eine Zeit der intensiven Öffentlichkeitsarbeit. Flyer wurden entworfen, gedruckt und im Stadtgebiet ausgelegt. Vorträge wurden entwickelt und in den Stadtteilen und Bildungseinrichtungen gehalten. Mit Informationstafeln nahm die *ideenwerkstadt* mehrere Male an Immobilien-tagen teil. In kleineren Zeitschriften wur-

den eigene Artikel veröffentlicht. Dazu kamen die wöchentlichen Öffnungszeiten des Infocontainers und die vielen Treffen von Interessierten.

Eine Baugruppe findet sich

Nur zögerlich fand sich zunächst eine Baugemeinschaft zusammen, Menschen unterschiedlichen Alters und doch gemeinsamer Bedürfnisse, die heute begeistert gemeinsam ihr Haus bauen.

Acht Jahre nach der Gründung der *ideenwerkstadt Frauen gestalten Ulm* sind die Frauen dabei, eine Dokumentation ihrer Arbeit zu erstellen und sie merken, der Einsatz hat sich gelohnt. Viele Dinge sind zum ersten Mal in dieser Stadt erprobt worden und es wird nicht das letzte Mal sein.

Adi Hübel

Die Dokumentation ist voraussichtlich ab Januar 2004 zu bestellen bei:
ideenwerkstadt Frauen gestalten Ulm
Abteilung Stadtplanung
Projektleitung Herrn Csulits
Münchner Straße 2, 89073 Ulm
Tel. (07 31) 161-61 40
Fax (07 31) 161-16 30
Planungsamt.ulm@t-online.de

Von der Frankfurter Küche, einem brasilianischen Glashaus und dem urbanen Teppich:

Wie Frauen bauen – Eine Auswahl



Vitra Feuerwehrhaus, Weil am Rhein

Frauen auf Baustellen sind immer noch ein seltener Anblick. Auch Baumeisterinnen gibt es nur wenige. Nur selten hört man von einer Architektin, der es gelingt, einen wirklich großen Auftrag an Land zu ziehen, einen internationalen Wettbewerb zu gewinnen oder am Entwurf eines renommierten Projekts mitzuwirken. Frauen sind zwar auch in dieser Männerdomäne langsam, aber stetig auf dem Vormarsch, doch obwohl seit Jahrzehnten die Hälfte der Studierenden an den Architektur-Fakultäten weiblich ist, ist es für Architektinnen nach wie vor sehr schwer, in ihrem Beruf Fuß zu fassen

In der 5000jährigen Architekturgeschichte kommen Frauen kaum vor. Erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wird die Teilhabe der Frauen an der Gestaltung des öffentlichen Raums dokumentiert.

In ihrem Buch „Wie Frauen bauen – Architektinnen von Julia Morgan bis Zaha Hadid“ stellt Sonia Ricon Baldessarini zwölf Architektinnen des 20. Jahrhunderts vor. Die spannenden Porträts sind mit einer Vielzahl von Fotos versehen, wodurch das Werk der einzelnen Frauen in ihrer Unterschiedlichkeit sehr anschaulich vorgeführt wird.

Im Folgenden werden einige dieser Architektinnen kurz vorgestellt.

Julia Morgan – 1872 in Kalifornien geboren, erhielt als eine der ersten Frauen in Berkeley ein Diplom als Bauingenieur.

Von großer Bedeutung für ihre Karriere war die Begegnung mit Phoebe Apperson Hearst. Die Matriarchin eines der mächtigsten Clans Kaliforniens war in der amerikanischen Frauenbewegung sehr aktiv. Die Familie Hearst wurde zum einen Hauptauftragsgeber für Julia Morgan, der Zugang in die Frauen-Netzwerke machte sich darüber hinaus bezahlt: Die Hälfte der 800 Gebäude, die sie während ihrer fast fünfzigjährigen Tätigkeit als selbständige Architektin entwarf, waren Aufträge von Frauen. Morgan plante den Berkeley Women's City Club und das YWCA-Gebäude in Honolulu, repräsentative Gebäude von Frauenorganisationen.

Julia Morgan unterstützte ebenfalls die Beschäftigung von Frauen und konnte etli-



Die „Frankfurter Küche“

chen Künstlerinnen und Architektinnen beruflich weiterhelfen.

Emilie Winkelmann – ausnahmsweise wurde sie 1901 zum Architekturstudium, das Frauen in Deutschland eigentlich noch verwehrt war, zugelassen. Als sie ihr Studium in Hannover begann, hatte sie bereits eine Lehre im Zimmermannshandwerk hinter sich. Später machte sie sich mit ihrem eigenen Büro selbständig. Zu den bemerkenswertesten Arbeiten ihres umfangreichen Werkes zählen zwei Berliner Großprojekte: Ein Mietshaus aus dem Jahr 1909/10 (mit Personenaufzug – für die damalige Zeit ungeheuer fortschrittlich) und das Victoria-Studentinnenhaus: Die Wohn- und Bildungsstätte für Berliner Studentinnen war das erste Projekt dieser Art in Europa. Träger war ein Frauenbildungsverein, der mit der Frauenbewegung eng verbunden war. Der Wunsch nach Repräsentation wurde unter anderem durch einen Saal im Erdgeschoss (heute Theater „Tribüne“) und einen prächtigen Arkadengang im Eingangsbereich umgesetzt. Ähnlich wie Julia

Morgan bekam auch Emilie Winkelmann viele Aufträge von Frauen.

Margarete Schütte-Lihotzky – 1917, noch während ihres Architekturstudiums, nahm sie als einzige weibliche Teilnehmerin an einem Wettbewerb für Arbeiterwohnungen teil und gewann den ersten Preis.

Nach einigen Jahren im Baubüro der Stadt Wien, wo sie unter anderem verschiedene Typen von Siedlungshäusern plante, wurde sie Mitte der 20er Jahre Mitglied in der Planungsgruppe am Hochbauamt von Frankfurt am Main unter dem Leiter Ernst May. Die Rationalisierung im Haushalt rückte in den Mittelpunkt ihres Interesses. Bekannt wurde sie durch die „Frankfurter Küche“. Der Vorläufer aller Einbauküchen hatte das Ziel, zum einen die Küchenarbeit rational zu organisieren und zum anderen durch eine Verbindung zum Wohnbereich die Isolation der Frau aufzuheben. Selbst kleine Details der Kücheneinrichtung waren durchdacht, vom Abtropfgestell, das an der Wand befestigt war, bis zu den handlichen Griffen und Schüttrinnen der Lebensmittelschütten.

Auf den regen Kontakt mit mehreren Frauenorganisationen ist es zurückzuführen, dass Margarete Schütte-Lihotzky sich des Problems annahm, bezahlbaren Wohnraum für alleinstehende berufstätige Frauen zu schaffen. Anstelle der Ledigenheime, die von der Stadt Frankfurt geplant waren, entwarf sie verschiedene Wohntypen, die im Dachgeschoss der üblichen Wohnhäuser untergebracht werden konnten. Zumindest in einigen Siedlungen wurden ihre Entwürfe verwirklicht. 1930 begleitete sie Ernst May nach Moskau. Sieben Jahre leitete sie das sowjetische Kindergartenbauprogramm. „Bauen für Kinder“ blieb auch in den folgenden Jahren ihr Schwerpunkt. 1937 verließen sie und ihr Mann, der ebenfalls Architekt war, die Sowjetunion. Sie fanden Arbeit an der Bau- und Kunstakademie in der Türkei. Margarete Schütte-Lihotzky schloss sich der illegalen kommunistischen Partei an und war aktiv in der Widerstandsbewegung gegen die Nazis. Sie wurde 1940 bei einer Reise nach Wien dort von der Gestapo verhaftet und zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Seit den 50er Jahren lebte und arbeitete sie wieder in Wien. Wegen ihrer politischen Vergangenheit und der Nähe zur kommunistischen Partei hatte sie Schwierigkeiten, an öffentliche Aufträge ranzukommen. Sie machte sich als Architekt-

in selbständig, entwickelte das „Baukastensystem für Kindertagesstätten“ und beriet als Expertin für Kinderbauten unter anderem das Erziehungsministerium in Havanna/Kuba. Als im Jahr 2000 eine Straße in Frankfurt nach ihr benannt werden sollte, wurde dies von konservativen Politikern mit der Begründung verhindert, sie sei Stalinistin gewesen.

Lina Bo Bardi – 1914 in Rom geboren, absolvierte das Studium der Architektur in ihrer Heimatstadt. Als Abschlussarbeit entwarf sie ein „Geburtshaus für unverheiratete Mütter“. In den folgenden Jahren arbeitete sie in Mailand, zunächst als Architektin, aber zunehmend als Journalistin mit dem Fachgebiet Architektur. 1945 gründete sie mit dem berühmten Architekturhistoriker Bruno Zevi die Architekturzeitschrift „A – Cultura della Vita“. 1946 heiratete sie den Journalisten und Kunsthistoriker Pietro Maria Bardi und ging mit ihm nach Brasilien. Die junge Frau war fasziniert von ihrer neuen Heimat: „Ich fühle mich in einem Land des Unvorstellbaren, wo alles möglich ist.“ Ihr Mann wurde mit der Gründung eines Kunstmuseums in Sao Paulo betraut. Dessen Innenausbau gehörte zu Lina Bo Bardi's ersten Werken. 1951 entstand eines ihrer bekanntesten Werke: „Das Glashaus“. Dünne Betondecken, schmale Stahlstützen und eine Außenhülle aus riesigen Glaswänden stellten eine außerordentliche Herausforderung für das statische Konzept dar.

Während eines fünfjährigen Aufenthalts Ende der 50er Jahre im ärmlichen Nordosten Brasiliens, wo sie mit einem Sanierungsprojekt beauftragt war, setzte sie sich intensiv mit der brasilianischen Volkskultur auseinander und veröffentlichte mehrere Essays zu dem Thema. In dieser Zeit entwarf sie auch das Museum für angewandte Kunst der Stadt Sao Paulo, das sich unter anderem durch eine der breitesten stützenfreien Decken der Moderne auszeichnet. Aufgrund eines ausgeklügelten statischen Prinzips wurde es möglich, daß nur vier Säulen das ganze Gebäude tragen. In den 70er Jahren wurde Lina Bo Bardi mit dem Bau von Kirchen betraut – Aufträge, für die selten Architektinnen herangezogen werden. Zu den bedeutendsten Projekten ihres weiteren Werdegangs zählen die Sanierung eines Teils der Altstadt von Salvador und die Umwandlung eines ehemaligen Fabrikgebäudes in ein Kultur- und Sportzentrum (Sao Paulo).

Zaha Hadid – 1950 in Bagdad geboren, studierte Architektur in London, wo sie in den 80er Jahren eine Lehrtätigkeit ausübte und seit 1979 ihr eigenes Büro unterhält. Sie begann ihre Karriere zu einem Zeitpunkt, als das Ansehen der Baukunst ramponiert war und nach neuen Konzepten gesucht wurde: Die Architektur der Moderne mit ihren Plattenbauten und Betonklötzen war gescheitert. Beeinflusst von der philosophischen Diskussion der Postmoderne entwickelten junge ArchitektInnen eine neue Formensprache: Der Dekonstruktivismus machte Schluss mit dem traditionellen Verständnis von Harmonie und Proportion und verabschiedete sich von dem Anspruch, die Architektur solle zur Veränderung der Gesellschaft beitragen. Anstatt dessen soll in der Architektur das Zerstörerische und Unsoziale herrschender Verhältnisse dokumentiert werden. Zaha Hadid entwickelte durch die Auseinandersetzung mit künstlerischen Avantgardebewegungen ihren persönlichen Stil innerhalb der dekonstruktivistischen Denkrichtung. Ihre ersten Entwürfe sind nahezu abstrakte Zeichnungen, in denen die wesentlichen Merkmale der Gebäudestruktur zunächst angedeutet werden. Meist werden die Bilder durch Malerei unterstützt. Sie ermöglichen einen tiefen Einblick in Hadids Architekturverständnis.

Nach einer langen Phase, in der Zaha Hadid kontinuierlich an internationalen Wettbewerben teilnahm und immer wieder Preise für ihre Entwürfe einheimste, aber als nahezu gebäudelose Architektin galt, ist ihr Büro inzwischen mit zahlreichen bedeutenden Bauvorhaben betraut, darunter das Wissenschaftszentrum in Wolfsburg und das Museum für zeitgenössische Kunst in Cincinnati. Beide Entwürfe haben die Zielsetzung, die Abgrenzung zwischen öffentlichem Raum und öffentlichem Gebäude zu relativieren. Nach ihrem Konzept soll die Struktur des Stadtrasters nicht unterbrochen, sondern vertikal weiterentwickelt werden zu dem, was Zaha Hadid „urbanen Teppich“ nennt.

Zaha Hadid ist die erste Architektin, die in den USA mit dem Bau eines großen Kunstmuseums betraut wurde.

Zur weiteren Lektüre empfohlen: Sonia Ricon Baldessarini, Wie Frauen bauen – Architektinnen von Julia Morgan bis Zaha Hadid, Aviva Verlag, 2003, 192 Seiten, 80 Abbildungen, 22,50 Euro.

Doris Heeger

„BELLA DONNA“

Ein neues Haus von und für Frauen in Bad Oldesloe



Auch nach der Hochzeit der Frauenbewegung gründen Frauen Vereine, um Frauenzentren aufzubauen, so im September 1998 in Bad Oldesloe. Nach fünf Jahren Planungszeit wurde das von Frauen geleitete Haus am 23. August 2003 feierlich eröffnet.

Mit dem Zentrum wurden vielfältige kulturelle und soziale Begegnungs- und Arbeitsmöglichkeiten für Frauen geschaffen. Hier verbinden sich die verschiedensten Lebensbereiche unter einem Dach. Das heißt: Hier wird gearbeitet, gelernt, gewirtschaftet, gegessen, getanzt, Geld verdient und ausgegeben, geträumt und vieles mehr.

Lebensqualität entsteht aus unserer Sicht durch die Verbindung der verschiedenen Lebensbereiche, die wir in unserer Gesellschaft getrennt vorfinden. Unser feministischer Ansatz ist ganzheitlich und integrierend. Er zielt auf die Achtung und Unterstützung von Verschiedenheit sowie gegenseitigen Respekt.

Unser politisches Verständnis basiert auf der Überzeugung, dass nur das Berücksichtigen aller Lebensbezüge jedem einzelnen Menschen und dem Leben innerhalb der Gesellschaft entspricht.

Das Haus mit seinen Qualitäten Begegnung - Arbeit - Kultur - Soziales soll ein sichtbares Zeichen aktiver Frauenpolitik

sein. Es ist ein Dienstleistungszentrum mit dem Ziel, Unternehmerinnen und Frauenprojekten anmietbare Räume zu bieten. Frauen finden hier eigen initiierte Arbeitsplätze und andere Formen der Entfaltung.

Zwischen Ende April und Mitte August 03 sind die ersten Mieterinnen eingezogen:

- Frauenfachberatungsstelle von „Frauen helfen Frauen e.V.“
- „allerART“ - Kunst und Handwerk von Frauen,
- die Hebammenpraxis aus Reinfeld
- eine Lerntherapeutin
- drei Heilpraktikerinnen mit unterschiedlichen Ausrichtungen

Schön wäre es, wenn sich noch Frauen finden, die das Restaurant im BELLA DONNA betreiben wollen.

Für kulturelle Veranstaltungen wie Vorträge, Lesungen und Feiern steht der „Treffpunkt“, das lichtdurchflutete Herzstück des Hauses, zur Verfügung. In einem großen Saal finden Seminare und Workshops statt.

Wenn wir auch Arbeitsplätze und Räume von Frauen für Frauen schaffen wollen, sind Männer doch als Besucher und Nutzer herzlich willkommen.

BELLA DONNA
Bahnhofstraße 12
Bad Oldesloe
Tel.: (0 45 31) 89 18 37

WIR FRAUEN
money makes the world go round...

Geldratgeberin

Sie suchen nach einer Investition, die sich wirklich lohnt, von bleibendem Wert sozusagen? WIR FRAUEN hat die Lösung:

Sie vertrauen auf die bewährte Geldanlage?
Dann empfehlen wir Ihnen die konventionelle **Spende**. Mit dieser tragen Sie dazu bei, die Produktionskosten der WIR FRAUEN zu decken. Weil wir auch weiterhin bei unseren günstigen Abo-Preisen bleiben wollen!

Sie favorisieren den innovativen Fond?
Investieren Sie in unsere neue **Marketingstrategie!**

- 💡 75 € reichen aus, alle Frauenbuchläden in Deutschland einmalig auf Probe mit der WIR FRAUEN zu beliefern
- 💡 Schon für 139,20 € können wir ein Jahr lang mit einer Kleinanzeige in der taz auf unsere jeweils aktuelle Ausgabe aufmerksam machen
- 💡 400 € machen es möglich, einen Großteil der Frauenprojekte in Deutschland über Wir Frauen zu informieren

WIR FRAUEN ist ein gemeinnütziger Verein und Sie erhalten für jede Spende eine Bescheinigung für das Finanzamt. Bitte geben Sie dazu Ihre vollständige Adresse an.

Azade Köker

temporäre Kunst im Stadtraum



Verwandlung

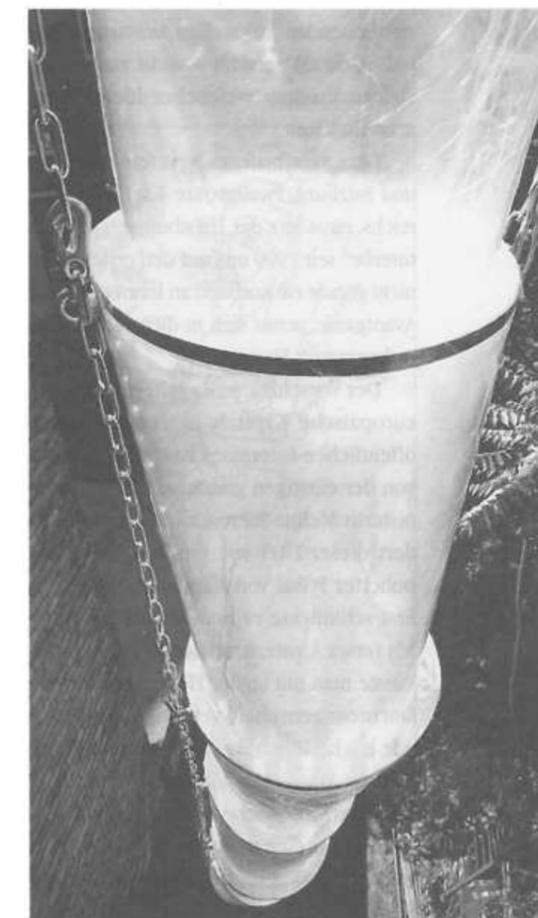
Im Frühjahr 1993 konnten die Fahrgäste der S-Bahn-Linie 2 in Berlin sechs Wochen lang 15 Kunstwerke betrachten. Auch Azade Köker war mit ihren Werken vertreten. Die Berliner Professorin an der Hochschule für Kunst und Design, Burg Giebichenstein, Halle, beteiligte sich an der Erinnerung an aufgegebenen kleine Einkaufsläden und Gaststätten als Teil der städtischen Kultur. Dieses Phänomen des Verschwindens erzeuge Zerstörung und Beunruhigung und löse die alten Identitäten auf. „Angesagt ist Flexibilität, Anpassung an die dynamischen Prozesse.“ Dabei erscheine es völlig egal, dass die Menschen durch diesen Verlust der realen Räume in der vertrauten Umgebung ihre Lebensqualität, Denk- und Handlungsplattform verlieren. Durch grafisch gestaltete Fahnen aus Namen, Logos und Fotos ausgewählter Läden, die collagenartig an die Decken der S-Bahn gehängt wurden, machten die KünstlerInnen das veränderte Stadtbild, die sich auflösenden sozialen Bezugspunkte, unzureichend ersetzt durch anonyme Supermarkt-Ketten oder gesichtslose Bürohäuser, bewusst. Die Ausstellung trug den Titel „Transportale“ und wollte verbinden, nicht trennen. Zur Eröffnung stellte Köker an jedem Bahnhof entlang der Linie 2 Eisstände auf, wie es sie in Istanbul gibt, und bot es persönlich an. Integration habe schließlich etwas mit Geben und Nehmen zu tun. Und aus den Worten „Eis“ könne man das Wort „sei“ schreiben.

Azade Köker, 1949 in Istanbul geboren, studierte Industriedesign und Bildhauerei an der Hochschule für bildende Kunst, Berlin. 1979 war sie Meisterschülerin. Ausstellungen im In- und Ausland, die Verleihung des Kunstpreises der Stadt Darmstadt, des Großen Düsseldorfer Kunstpreises, des Kritikerpreises für bildende Kunst des Verbandes Deutscher Kritiker sowie Arbeitsstipendien des Berliner Senators für kulturelle Angelegenheiten und der J. M. Kohler Co, USA, weisen auf ein breites künstlerisches Spektrum mit unterschiedlichsten Materialien hin. Hierzu zählen auch frühe skulpturale Arbeiten im Stadtraum von Berlin, Bremen und Istanbul und temporäre Projekte, in denen sie „stofflich“ auf soziale (Lehnnin, Sheboygen/USA) oder stadträumliche Situationen eingeht (Berlin, Istanbul, Korea, Weimar, Bielefeld). Weitere Arbeitsmaterialien waren beispielsweise Plastik, Folie, Latex, Papier, Gitter und Gips, die Auflösungsprozesse, schwindende Konturen und Hüllhaftigkeit unterstreichen.

Wiederholt hat sich Köker mit unserem Bild des menschlichen Körpers, speziell auch des Frauenkörpers auseinandergesetzt. Hier interessieren sie besonders die Beeinflussung unserer Wahrnehmung von Schein und Wirklichkeit durch Medien und Werbung, die Reduzierung auf das Objekt, signifikante Merkmale des Körpers, auf zentrale Symbole und Reize. Sie schuf transparente, entmaterialisierte Installationen und Objekte. „Meine Arbeit stellt hier Fragen:

nach der Modifizierung, Puppifizierung des Körpers, nach weiblicher Schönheit als begehrtbarem Objekt und als einem Klischee eines idealen Frauentyps, das durch Medienbilder fabriziert wird. Die in den Kleidern befindlichen Körperausschnitte verlieren ihre distanzierte Durchsichtigkeit nicht. Ein Wesen zwischen Kind und Frau. Es ist eine Puppe, ein Wunschbild. Es ist nicht mehr tragend, es wird getragen...“. Unterstrichen wurden ihre Aussagen durch die Wahl des Ausstellungsortes: Schaufenster (Ausstellung „hin und zurück“, Galerie Borusan, Istanbul, 1999).

Weitere Einblicke in Azade Kökers eigenem Atelier in Berlin und unter <http://www.burg-halle.de/~bereich/koeker/>
Elke Boumans-Ray



Verwandlung Detail

Die Superfrauen aus Graz



Inge Morath, Foto: Stojan Kerbler

Erstmals in der Geschichte der Kulturhauptstädte Europas nimmt ein feministisches Projekt an der seit 1985 stattfindenden kulturellen Leistungsschau teil. „Graz 03“ erzählt – nicht nur – vom Sichtbarmachen weiblicher Identität im urbanen Raum.

Graz, verschlafenes Nest fern von Wien und Salzburg, zweitgrößte Kapitale Österreichs, einst Sitz der Habsburger, „Weltkulturerbe“ seit 1999 und auf den ersten Blick nicht gerade ein Ausbund an Innovation und Avantgarde, nennt sich in diesem Jahr Kulturhauptstadt Europas.

Der Vorschlag, jedes Jahr eine andere europäische Kapitale in den Focus des öffentlichen Interesses zu stellen, stammt von der einstigen griechischen Kulturministerin Melina Mercouri. Seit 1985 wandert dieser Titel wie ein auf Hochglanz polierter Pokal von Kapitale zu Kapitale: Erst schmückte er bedeutende Metropolen (etwa Amsterdam, Berlin, Paris), dann küsste man mit seiner Hilfe einige der im Dornröschenschlaf versunkenen Kleinode buchstäblich wach (etwa Rotterdam, Weimar, Avignon) und nutzt nun, in Graz, seine verführerische Macht des schönen Scheins für eine subversive Unterwanderung der bürgerlichen Vorstellung vom Stadtidyll.

„Sie brauchen sich über nichts zu wundern.“ Der Stadtführer, der eine Gruppe von Touristen durch die Gassen von Graz leitet, ergeht sich in Resignation, wenn das jahrhundertalte Weltkulturerbe in der Altstadt auf die vorwitzigen und nicht immer sofort eingängigen Spuren der Errungenschaften von „Graz 03“ trifft. Seine Liebe zum verstaubten Charme von Graz muss einiges aushalten.

Das Wahrzeichen der Stadt, der Uhrturm auf dem Schlossberg, erhielt einen „Schatten“: ein Duplikat ganz in Schwarz. Ein stählernes Überraschungsei, mit je einer Brücke zum rechten und linken Ufer, klappte seine Schalen inmitten des Grazer Hausflusses, der Mur, auf. Im Juli herrschte auf der ansonsten öffentlich zugänglichen Acconci-Insel für zehn Tage Ausnahmezustand: „Graz ganz sicher“ ließ Besucher spüren, wie schwierig sich das Passieren von Hoheitsgrenzen gestaltet. Der Zutritt zur autonomen Inselrepublik, ausgerufen vom Grazer Theater im Bahnhof (TIB), war nur mit einem extra zu beantragenden Reisepass möglich.

In dem selben Monat wurde auf dem Hauptplatz vorm Rathaus eine Fußballweltmeisterschaft ausgetragen: Beim „Homeless Streetsoccer World Championship“ kickten 20 Teams – bestehend aus Obdachlosen –

um die Wette. Bettlern, die auf den Knien um Almosen bitten, begegnet man in Graz überall. Sportlich aktive Obdachlose waren ein Novum in der Stadt, die das als aufdringlich empfundene Bitten um Geld 1996 in einer Verordnung unter Androhung einer Geldstrafe untersagte.

Um die Eroberung, Deutung und Neubeschriftung des öffentlichen Raums geht es auch den Mitarbeiterinnen von „Woment!“, dem feministischen Projekt im Rahmen des Kulturhauptstadtjahrs. Sie würdigen mit „20 + 03 ORTE“, einer von zehn Produktionen, die Leistungen von Frauen – in Form von 23 Erinnerungstafeln an Häusern und Plätzen.

Die elf Porträts der mit Graz verbundenen Frauen (u. a. über die bemerkenswerte Lebensgeschichte der Widerstandskämpferin Maria Cäsar oder der „Magnum“-Fotografin Inge Morath) zeichnen individuelle Lebenslinien mit vergleichbaren Knotenpunkten nach: Widerstand gegen Mehrheitsmeinung und Pioniergeist in schwieriger Zeit.

Des Weiteren lenkt „20 + 03 Orte“ das Augenmerk auf Frauenprojekte, für Lesben und Frauen zentrale Orte oder Ereignisse wie die Gründung des Frauenzentrums, in dem sich 1980 ein Arbeitskreis zum Thema „Frauenliebe“ etablierte, sowie die erste feministische Kulturzeitschrift „Eva & Co.“. Den Künstlerinnen verdankt WOMENT! – eine Zusammensetzung aus WOMYN, MOVEMENTS, MONUMENTS, MEN, MEMORY und MOMENT! – auch ihr fliegendes Maskottchen, die vollbusige blonde Superwoman.

In Graz, der Stadt mit den meisten Frauenprojekten in Österreich, konnten sich die Macherinnen von WOMENT! – unter anderem Bettina Behr, Brigitte Dorfer und Ilse Wieser – auf gewachsene Strukturen in der Frauenbewegung berufen. Seit 1991 organisieren zum Beispiel die Historikerinnen Brigitte Dorfer und Ilse Wieser die Frauenstadtspaziergänge. Sowohl im Gemeinderat als auch im urbanen Raum sind Frauen politisch und kulturell aktiv. Viele von ihnen sind entweder im Frauenrat, einem Dachverband aus 60 Frauenorganisationen, oder

bei Thekla, dem Netzwerk der autonomen Gruppen, organisiert. Der Gemeinderat in Graz hat die Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Lebensweisen anerkannt (ohne die Möglichkeit der Adoption und Eheschließung).

Trotz des engagiert-liberalen Umfeldes galt es, im Zug der Etablierung von WOMENT! einige Vorurteile zu beseitigen. Fürchtete die Geldgeberseite den „Radikalfeminismus“ der Initiatorinnen, trieb diese wiederum die Angst vor „Verwässerung“ ihrer Inhalte um. Am Ende fielen für die zehn Produktionen von WOMENT nur Krümmen ab: 255 000 Euro, das sind 0,5 Prozent des Gesamtbudgets von „Graz 03“ (ca. 50 Mio. Euro) und 0,8 Prozent des Programmbudgets (ca. 33 Mio. Euro).

Ein weiteres Problem war die Auswahl von Einzelbeispielen für die Gedenktafeln. Warum sollte die individuelle Person und nicht eine Gruppe gewürdigt werden?, war eine der häufig gestellten Fragen. „Bei den Frauen ist es zu viel der Ehre“, kommentiert Brigitte Dorfer die Vorstellung, Frauen nur als Gruppe (etwa als Trümmer- oder Hausfrauen) Ehre zu zollen. Die Historikerin bereitet eine Dokumentation vor, die diesen Diskussionsprozess reflektiert.

Die Kulturereignisse und -objekte in Graz wollen Aufmerksamkeit, heischen aber nicht nach Zustimmung. Ob hunderte zur Begrüßung winkende Hände an der Autobahneinfahrt, poppige Decken- und Wandgemälde im provinziellen Hauptbahnhof oder auf dem kleinen Flughafen im Maisfeld vor den Toren der Stadt – in Graz liest (und färbt) man das strukturell Gegebene gegen den Strich (ein), legt kein Motto als glättendes Muster über das Alte, Verstaubte oder das Neue, Glänzende, sondern behauptet und setzt um, „dass Kunst und Kultur ein Lebens- und Überlebensmittel aufgeklärter demokratischer Gesellschaften sind“, so der Intendant Wolfgang Lorenz.

„Damit müssen wir leben“, weiß der von den Neuerungen nicht so überzeugte Stadtführer. Doch die Touristen kommen in Scharen in die Stadt in der Steiermark, die bislang eher als Insidertipp und „Österreichs heimliche Liebe“ galt. Um rund 25 Prozent stieg die Anzahl der Übernachtungen in den ersten fünf Monaten. Ein gutes Ergebnis in Anbetracht der im Allgemeinen – nicht nur in Österreich – rückläufigen Zahlen im Tourismussektor.

Die Geschichte der Kulturhauptstädte Europas seit 1985 war immer auch eine Geschichte ihrer Leistungsschau, eine Olympiade im Bereich der Eventkultur. Zwischen blinkenden „Leuchttürmen“ in Form von Großausstellungen und mächtigen „Kathedralen“ als Neubauten, mit denen sich Architekten inszenierten und Stadtväter schmückten, wuchs das Bestreben nach glamouröser Außenwirkung und verkümmerte das Lokale zum ungepflegten Biotop. Graz ist gegen die spektakuläre Inszenierung nicht gefeit, erliegt mit einigen aufgeblasenen Großprojekten fürs sensationsverwöhnte Publikum temporär dem schönen Schein. Aber hinter den herausgeputzten Fassaden arbeitet die heimische Kulturszene an einem Bild von Graz, welches das Hauptstadtjahr überdauern wird.

Ulrike Mattern

(Gekürzt mit freundlicher Genehmigung der Autorin, Erstabdruck LESPRESS September 2003)

WOMENT!
<http://woment.mur.at> oder vor Ort
 im Stadtteilcafé Palaver, Griesgasse 8,
 A-8020 Graz;
 Graz 03 Info, Mariahilferplatz 2,
 A-8020 Graz, <http://graz03.at>



Anzeige

So nicht mit uns!

Die Tageszeitung
junge Welt
 ... täglich am Kiosk

10-Wochen-Probeabo für
 16 Euro unter Telefon
 0 30/53 63 55-10 oder
verlag@jungewelt.de

Thomas J. Richter

Gesine Weinmiller (geboren 1963):



Durch den Holocaust ist ein Stück aus dieser Stadt, aus diesem Land, aus unserer Gesellschaft herausgeschnitten worden. Das sollte in einem Mahnmal spürbar werden.

Erst 35jährig gehörte die Architektin zu den vier GewinnerInnen des Wettbewerbs für ein nationales Holocaust-

Denkmal in Berlin. Von der zuständigen Findungskommission des Deutschen Bundestages wurde ihr Entwurf „Garten der Erinnerung“ als gleichwertige Alternative zur Arbeit von Peter Eiserman ausgewählt. Da der amtierende Bundeskanzler Kohl das monumentale Eiserman-Modell favorisierte, fiel aber ihre „andere“ Mahnmal-Konzeption unter den Tisch.

Gesine Weinmiller hatte sich an diesem, weit über Deutschland hinaus Aufsehen erregenden Wettbewerb bewusst als „Kind der Tätergeneration“ beteiligt, hatte zu realisieren versucht, was sie selbst als Gedenken erlebte. In der jüdischen Gedenkstätte Yad Vashem in Israel und in den Ruinen und Gedenkstätten der deutschen Konzentrationslager ist ihr „eine große Stille aufgefallen, die auf diesen Orten liegt.“ So ist ihr das Erleben der Stille in einem Holocaust-Mahnmal wichtiger als das Erleben von Angst. Mit der Gestaltung ihres „anderen“ Mahnmals wollte sie auch die Leere erfahrbar machen, die die nationalsozialistische Vernichtungspolitik in unserer Gesellschaft hinterlassen hat.

Die in Konstanz geborene und in München ausgebildete Architektin ist seit 2000 Professorin für Architektur an der Hochschule für bildende Künste Hamburg. Nach Berlin, wo sie ihr eigenes Atelier betreibt, zog es sie, weil sie an der Gestaltung der neuen Bundeshauptstadt teilnehmen wollte.

Realisiert hat sie den Umbau der Villa des Bundespräsidenten und der des Bundeskanzlers. Das Land Thüringen zeichnete sie mit dem Staatspreis für Architektur und Städtebau 2000 aus. Gesine Weinmiller wünscht sich, einmal eine Kirche oder eine Synagoge zu entwerfen: einen perfekten Raum von Höhe, Fläche und Licht.

Marianne Hochgeschurz

Mit freundlicher Genehmigung dem Historischen Wochenkalender 2004 POLITEIA – Frauenportraits der deutschen Nachkriegsgeschichte – entnommen. Die Restauflage ist noch für 20 € zuzüglich Versandkosten zu beziehen über:
POLITEIA – Marianne Hochgeschurz
Fasanenstr. 4, 53343 Wachtberg
e-mail: mhochgeschurz@gmx.de

... Kurzinfos zum Thema

→ Der Bonner Arbeitskreis Frauen und Stadtplanung hat 1330 Verbraucherinnen nach Lust und Frust beim Einkaufen befragt. Ein Ergebnis: Die Mehrheit der Befragten schätzt kleine Geschäfte, die zu Fuß oder per Fahrrad zu erreichen sind, und ist auch bereit, höhere Preise in Kauf zu nehmen, um wiederum Fahrtzeit und -kosten zu sparen. Die Fabrikhallenatmosphäre und das standardisierte Angebot der Riesensupermärkte wird ebenso beklagt wie die Schließung von Post- und Bankfilialen. Mehr dazu unter www.bonn.de/gleichstellungsstelle.

→ Zahlreiche Architektinnen haben sich in der *Architektinnen Initiative NRW* zusammengeschlossen, um sich besser in ihren Kammern Gehör zu verschaffen, Lobbyarbeit zu betreiben und sich durch gemeinsame Netzwerke gegenseitig zu stärken. Infos gibt es bei Vera Schmitz unter aifm@efficientia.de.

→ Alle zwei Jahre vergibt die Europäische Union den mit 50.000 Euro dotierten Mies-van-der-Rohe-Award für zeitgenössische Architektur. Er geht diesmal an die 1950 im Irak geborene, in London lebende Architektin Zaha Hadid für ihren Straßenbahn-Terminal in Straßburg. In Weil am Rhein entwarf sie für die Firma Vitra eine aufsehenerregende Feuerwache. Zur Zeit baut sie das Wissenschaftszentrum in Wolfsburg und die BMW-Zentrale in Leipzig. Ihr Markenzeichen: kurvenreiche, fließende Formen.

→ **Zum Weiterlesen:**

Prof. Dr. Ursula Paravicini vom Institut für Architektur- und Planungstheorie der Uni Hannover hat einige ihrer Aufsätze ins Internet gestellt, u. a. auch „Für eine handlungsorientierte Theorie in Architektur und Planung aus feministischer Sicht“ (2002).

→ Frauen treten auf den Plan! Mobilität, Wohnungsbau, Stadt- und Siedlungsplanung aus der Sicht von Frauen. Begleitkatalog zur Wanderausstellung des Niedersächsischen Frauenministeriums (1994). Enthält spannende Aufsätze von Barbara Martwich, Christiane Thalgott, Antje Flade, Maria Spitthöver und Ursula Nissen. Anzufordern beim Niedersächsischen Frauenministerium, Hamburger Allee 26-30, 30161 Hannover.

→ (Stadt)Räume/Mindscapes, aus der Reihe *Frauen, Kunst, Wissenschaft*. Redaktion Christiane Keim und Ulla Merle, Heft Nr. 32, Jonas Verlag Marburg, Dezember 2001.

→ Yvonne P. Doderer: *Urbane Praktiken. Strategien und Raumproduktionen feministischer Frauenöffentlichkeit*. Verlag Mosenstein & Vannerdat, Münster 2003, 18,80 €

Zukunft braucht Vergangenheit – Zukunft braucht uns Frauen

2. Kongress internationaler Frauen

vom 26.-28. März 2004 in Frankfurt am Main

Vor 20 Jahren organisierten Migrantinnen aus Unzufriedenheit und mangelnden Partizipationsmöglichkeiten in der deutschen Politik und außerparlamentarischen Initiativen einen ersten Kongress internationaler Frauen unterschiedlicher Herkunft in Deutschland. Fast auf den Tag genau trafen sich 1984 auch in Frankfurt 1.600 Frauen und diskutierten unter dem Titel „Sind wir uns denn so fremd?“ die Situation von Migrantinnen in der bundesdeutschen Gesellschaft. Im kommenden Jahr findet der zweite Kongress statt. In 24 Arbeitsgruppen und zwei Podien soll diskutiert werden, welche Forderungen sich umsetzen ließen, welche und warum scheiterten und wie die Zukunftsperspektiven aussehen. Außerdem gibt es Kunst und Kultur.

Vorangegangen waren 1983 die Erfahrungen auf dem Frankfurter Tribunal gegen Ausländerfeindlichkeit und Menschenrechtsverletzungen. Deutsche und ausländische Frauen erlebten, dass die Frauenfrage wieder nur als Randthema auf eine Arbeitsgruppe begrenzt wurde. Dies führte zur Gründung der Ausländisch-Deutschen Fraueninitiative. Nach neun Monaten intensiven Austausches fand der erste Kongress von und für ausländische und deutsche Frauen statt.

Auf diesem ersten Kongress wurde deutlich, dass die Migrantinnen es leid waren, von allen politisch Aktiven – auch in

der Frauenbewegung – klischeehaft entweder als „tapfere Heldinnen oder bedauernswerte Opfer“ angesprochen und wahrgenommen zu werden. Eine gleichwertige Partizipation an der Gestaltung der Gesellschaft für ausländische Frauen wurde ihnen verwehrt. „Dabei wurde immer wieder der eigene Weg zur Emanzipation zum ungebrochenen Maßstab der Dinge erklärt, Ausländerinnen werden danach beurteilt und bewertet“ lautet die Kritik in dem Aufruf von 1984. Zentrale Forderung an die deutschen Frauen war hierbei, es nicht zuzulassen, dass es wegen der Herkunft für Frauen nicht nur allein aufgrund des Ausländer- und Asylrechts zu Unterdrückung kommt, sondern zudem noch durch die sie ausgrenzenden Frauen und Männer in den politischen Organisationen, die sich eigentlich als Gegner von Ausländerfeindlichkeit verstanden. Gemeinsam wollten ausländische und deutsche Frauen gegen formale und strukturelle Diskriminierung in Gesellschaft und Politik kämpfen.

Einzelne Forderungen aus dem 84er-Aufruf waren unter anderem ein vom Ehemann unabhängiger Rechtsstatus, Förderung der Familienzusammenführung, Beendigung der Illegalisierung und Abschiebung von Frauen nach einer Trennung vom Partner und Unterstützung des autonomen Lebens. Gleiche Rechte für deutsche und ausländische Frauen und Mädchen in allen Lebensbereichen war deshalb eine zentrale Forderung. Damit ökonomische, politische und soziale Rechte auch realisiert werden könnten, forderten sie die Abschaffung des Ausländer- und Asylrechts. Vermutlich weil dieses utopische Ziel noch lange auf sich warten lassen wird, stellten sie Sofortforderungen. Drei davon waren die Abschaffung des § 19 Arbeitsförderungsgesetz, das MigrantInnen gegenüber Deutschen bei der

Arbeitssuche benachteiligt. Und bereits 1984 forderten sie internationale Verträge zum Schutz von Frauen und Mädchen vor geschlechtsspezifischer Verfolgung und deren Anerkennung als Asylgrund. Auch die Anerkennung der im Herkunftsland erworbenen schulischen und beruflichen Qualifikationen und die Abschaffung des § 218 sollten erreicht werden.

Die Forderungen sind nach wie vor hochaktuell und es wurden lediglich minimale Verbesserungen für Migrantinnen erreicht. Ansonsten gab es Verschärfungen und Beschränkungen. Zeit also für eine frauenpolitische Bilanz nach 20 Jahren, neue politische Perspektiven, Utopien und feministische Visionen. Wir wünschen den Kongress-Frauen spannende Diskussionen und eine zahlreiche Teilnahme. Von der Redaktion nehme ich teil. Zusammen mit Hamidiye Ünal aus Köln bieten wir eine AG zum Thema Frauen, Trauma und Flucht, über Kunst- und Kreativtherapie für schwerstraumatisierte kurdische Frauen aus der Türkei an. Weitere Infos zum Kongress siehe Seite 25.

buu

Literatur:

- Bärbel Röben/Cornelia Wilß (Hg.): *Verwaschen und verschwommen. Fremde Frauenwelten in den Medien. Dritte-Welt-JournalistInnen-Netz*. Brandes & Apsel. Frankfurt a. M. 1996
- Elvira Niesner/Estrella Anonuevo/ Marta Aparicio/Petchara Sonsiengchai-Fenzl: *Ein Traum vom besseren Leben. Migrantinnenerfahrung, soziale Unterstützung und neue Strategien gegen Frauenhandel, Leske + Budrich. Opladen 1997*
- Cornelia Mansfeld: *Fremdenfeindlichkeit und Fremdenfreundlichkeit bei Frauen. Eine Studie zur Widersprüchlichkeit weiblicher Biographien*. Brandes & Apsel. Frankfurt a. M. 1998